

Mediengeschichte

Romantische Färbung

Als junger Propagandist der Weltrevolution gescheitert, machte der Berner Bürgersohn Harry Gmür in der zweiten Lebenshälfte als herausragender Reporter und viel gelesener Reiseschriftsteller Karriere – unter Pseudonym und in der DDR.

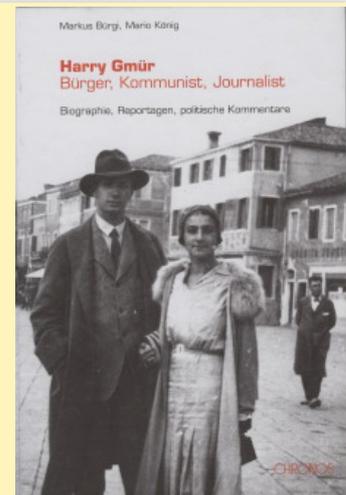
Äusserlich hatte Harry Gmür nie etwas von einem Revoluzzer. Bilder des jung Verheirateten auf einer Italienreise zeugen ebenso von gediegener Bürgerlichkeit wie spätere Fotografien aus Moskau. 1945, an der Hochzeit seines Bruders Rudolf im Berner Münster trug der Chefredaktor des kommunistischen «Vorwärts» standesgemäss einen Frack. Und 1959, auf Reportage in Afrika, fiel er dem Kollegen von der «Neuen Zürcher Zeitung» als «sehr soignierter Herr bürgerlichster Herkunft» auf.

Im Geist dagegen war Harry Gmür ein Radikaler: Noch als Mitglied der SP trat er, um seiner fundamental linken Vorstellungen willen, heimlich der Kommunistischen Partei bei; er nahm Bespitzelung und Verhaftungen in Kauf; und er verteidigte den Stalinismus noch, als auch die letzten halbwegs vertretbaren Argumente längst obsolet geworden waren. Dass ihn seine Genossen vor allem als Vorzeige-Akademiker brauchten, den sie, als er kampfmüde wurde und die Säuberungen in der zunehmend paranoiden Partei nicht mittragen mochte, konsequent kaltstellten, wollte er – im Gegensatz zu seiner Frau – nie wirklich wahrhaben.

Am 14. Mai 1908, als Harry Gmür als erstes Kind des Ehepaars Max und Clara Gmür-Fischer in Bern geboren wurde, schien ihm eine grossbürgerliche Zukunft sicher: Seine Mutter, zweisprachig in Paris erzogen, stammte aus einer begüterten Händler-Dynastie, die ihren Reichtum in Singapur und Paris erworben hatte. Der Vater, in St. Gallen aufgewachsen, machte an der Uni Bern schon in jungen Jahren als Rechtshistoriker Karriere.

Harry und seine jüngeren Geschwister Sigrid und Rudolf wuchsen, umsorgt von Dienstbo-

Bürgersohn und Berufsrevolutionär, Journalist, Verleger und Reiseschriftsteller: Harry Gmür hatte viele Gesichter und blieb sich gleichwohl ein Leben lang treu – auch seinen Irrtümern. Markus Bürgi und Mario König ergänzen ihre Biografie mit Kommentaren und Reportagen des hoch begabten Einzelgängers zu einem überaus lesenswerten Stück Mediengeschichte.



Markus Bürgi, Mario König: Harry Gmür. Bürger, Kommunist, Journalist. Biographie, Reportagen, politische Kommentare. Zürich 2009 (Chronos Verlag). 320 S. CHF 38.00, € 24.00

ten, in einem weltoffenen, freisinnigen Elternhaus auf. In ihrer Erziehung spielte der Vater, untypisch für die Zeit, eine dominierende Rolle. Er förderte seine Kinder nicht nur in schulischer, sondern auch in sportlicher Hinsicht, ganz nach der bildungsbürgerlichen Vorstellung, dass ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper gedeihen konnte.

In der Villa im noblen Altenberg-Quartier war nicht nur das bürgerliche, vorab freisinnige Bern aus Wissenschaft und Politik zu Gast, Max Gmür pflegte auch enge Kontakte zur Kunstszene. Er förderte junge Talente und pflegte freundschaftlichen Umgang mit berühmten Künstlern, darunter Cuno Amiet, Ernst Kreidolf und Giovanni Giacometti.

Unter dem Eindruck des Landesstreiks von 1918 begann sich Max Gmür im Lauf der Jahre politisch weiter nach rechts zu orientieren. 1920 trat er der neu gegründeten Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) bei. Mussolinis Aufstieg begleitete er – ganz dem bürgerlichen Zeitgeist entsprechend – mit Sympathie. Seinen Kindern schärfte er ein, sich vor Robert Grimm, Lenin und Trotzki in Acht

zu nehmen. Es seien «die schlechtesten Menschen der Welt».

Als Max Gmür 1923 in den Ferien in Forte dei Marmi (Toscana) erkrank, weil er im Sturm ein Mädchen aus dem Meer retten wollte, verlor die Familie nicht nur ihren Vater, sondern auch ihren Kompass. Ganz besonders galt dies für Harry, damals 15, von dem fortan erwartet wurde, dass er nicht nur seinen Weg selbst suchte, sondern auch Mitverantwortung für die Familie übernahm.

Wie es scheint, meisterte er die schwierige Aufgabe zunächst den Erwartungen entsprechend. Mindestens nach aussen hin. Das Verhältnis zur Mutter, die ihr gewohntes Leben weiter führte, blieb nach dem Tod des Vaters distanziert. Und zum bourgeoisen Umfeld, behauptete Gmür 1978 rückblickend, sei er schon in seiner Gymnasialzeit «innerlich in einen gewissen Widerspruch» geraten.

Harry Gmür war von der Literatur fasziniert. Noch als Schüler schrieb er eine Komödie und einen Roman. 1927, im Jahr seiner Matur, publizierte er sogar ein 48-seitiges Bändchen mit Gedichten. Seine Primanerlyrik, die dem Alter entsprechend um «Leben» und «Liebe» kreiste, hielt seinem Urteil allerdings nicht lange stand, wie Korrekturen und Streichungen in seinem eigenen Exemplar belegen.

Nach der Matur immatrikulierte er sich an der Universität Bern, um Geschichte und Germanistik zu studieren. Ein Jahr später wechselte er für ein Semester nach Paris und anschliessend für ein Jahr nach München. 1933 doktorte er in Leipzig mit einer Dissertation über «Thomas von Aquino und der Krieg».

Der Student Harry Gmür, der keinerlei materielle Not litt und an allen Studienorten sowie in weiteren Städten am kulturellen Leben regen Anteil nehmen konnte, erfüllte, strebsam und bildungsbeflissen, ganz die Erwartungen seiner bürgerlichen Familie. Dass er nebenher noch Zeit fand, seine Schriftstellerei zu betreiben, zeugt von grosser Disziplin.

In anderer Hinsicht jedoch ging er zum Milieu seiner Herkunft deutlich auf Distanz, indem

*Praktisch gleichzeitig mit Harry Gmür erhielt ein zweiter aus Bern stammender Publizist bürgerlicher Herkunft eine Biografie: Der als Autor der «Weltchronik» populäre und als liberales Gewissen des Landes während Jahrzehnten einflussreiche **Jean-Rudolf von Salis**.^{*} Es ist höchst aufschlussreich, die beiden Leben neben einander zu erkunden und dabei sowohl Trennendes wie auch Verbindendes zu entdecken: Hier der extravertierte, nicht uneitle Geschichtsprofessor aus aristokratischem Haus, der sich zeitlebens in der Öffentlichkeit scheinbar leidenschaftslos diplomatisch-vorsichtig ausdrückte; dort der introvertierte, von innerem Feuer brennende, in seinen öffentlichen Rollen als Publizist und Politiker immer kämpferisch auftretende Einzelgänger. Beide gehörten – von Salis mit Jahrgang 1901, Gmür mit Jahrgang 1908 – derselben Generation an. Beide machten während des Studiums im Ausland für ihr Leben entscheidende politische und kulturelle Erfahrungen. Beide waren – jeder auf seine Weise – unzweifelhaft überzeugte Patrioten, und beide hatten in ihrem politischen Sensorium einen blinden Fleck: Gmür interpretierte die europäische Einigung nach dem Zweiten Weltkrieg als antikommunistische Verschwörung und übersah die friedensstiftende Idee hinter dem Konzept, während sich von Salis nie von seiner eurozentrischen Perspektive lösen konnte. Die Entkolonialisierung Afrikas, die Harry Gmür mit Enthusiasmus begleitete, lag weit ausserhalb seiner Interessen. Gemeinsam war den beiden ungleichen Zeitgenossen, dass sie in ihren Milieus mit Misstrauen beobachtet wurden. Jean-Rudolf von Salis, der seinen Standpunkt selbst als «liberal-sozial» umschrieb, geriet wegen seiner Distanzierung vom grassierenden Antikommunismus der offiziellen Schweiz und seinem leidenschaftlichen Engagement für eine offene, niemanden ausschliessende politische Debatte in den Ruch, heimlich ein Linker zu sein. Und Harry Gmür machte sich mit der freundlichen und humorvoller Art seines Umgangs mit Andern bei vielen seiner Genossen verdächtig. Der Staatsschutz hatte beide während Jahrzehnten im Visier.*

^{*}Urs Bitterli: Jean-Rudolf von Salis. Historiker in bewegter Zeit. Mit Audio-CD von Hanspeter Gschwend. Zürich 2009 (Verlag NZZ).

er 1930, mit 22 und mitten im Studium, die um ein Jahr jüngere Genrieta Esther heiratete und mit ihr nach Deutschland zog. 1931 kam in Leipzig die Tochter Miriam zur Welt, 1934 wurden der Sohn Roland, 1940 die Tochter Anita und 1945 die Zwillinge Mario und Ruth geboren.

Gena, als Tochter jüdischer Flüchtlinge aus Rostow am Don in Bern geboren, war Harry Gmürs wichtigste Stütze und Bezugsperson. Ihrem freundlichen Naturell verdankte er, dass es mit seiner Familie nie zum endgültigen Bruch kam. Sie pflegte seinen Freundeskreis, sie organisierte seine Finanzen und unterstützte massgebend seine zweite Karriere als Reporter.

Auch für die Polizei, die Harry Gmürs politische und publizistische Karriere 42 Jahre lang, von 1937 bis 1979, dokumentierte, war Gena eine Hauptperson. Dem ersten Spitzeldiente «die Frau jüdischer Herkunft» als Erklärung dafür, dass der «Sohn aus angesehenere Familie» ... «in dieses linke Fahrwasser gekommen ist».

Später hiess es ergänzend über Gena, sie sei «äusserst intelligent» und habe «für die seelischen Gebrechen des Gmür sehr viel Verständnis aufgebracht». 1944 trafen antisemitische Denunziationen auch Genas Familie, vor allem ihren Vater. Dem in Solothurn tätigen Psychiater Moisey Esther schrieben Polizisten «eine tüchtige Portion Intelligenz» zu, «die er hinter einem gewissen schlaun, fast asiatisch anmutenden Lächeln» verberge.

Erst nach dem Krieg, berichten die Autoren Markus Bürgi und Mario König in ihrer Biografie Harry Gmürs, sei der «explizite Antisemitismus» aus den Polizeiberichten verschwunden, der sich seit Hitlers Tagen so wohlfeil mit antikommunistischen und antisozialistischen Klischees hatte kombinieren lassen.

Seinen Weg nach links begann Harry Gmür sofort nach seiner Rückkehr aus Deutschland. Er liess sich mit seiner Familie in Zürich nieder und trat der Sozialdemokratischen Partei (SPS) und der «Jungsozialistischen Bewegung» bei. Um eine geregelte Erwerbstätigkeit kümmerte er sich weder damals noch

später. Zuerst bestand dazu dank seinem ererbten Vermögen keine Veranlassung, und später erwies er sich als unfähig dazu. Er sah sich immer als Freischaffender: Er verfolgte «Projekte», oder ging «Tätigkeiten» nach. Im Zentrum stand nicht ein nötiger Broterwerb, sondern das publizistische Engagement.

Das erste solche Engagement war ausgerechnet ein Volontariat im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung». Ab Mitte April 1934 ist Harry Gmürs Mitarbeit in einer Arbeitsgemeinschaft (später «Planwirtschaftskommission») des Verbands des Personals Öffentlicher Dienste (VPOD) belegt. Sein Mentor dort war der spätere SPS-Vorsitzende und Nationalrat Hans Oprecht. Unter seiner Anleitung machte Gmür bei der Formulierung des «Plans der Arbeit», eines antikapitalistischen Konzepts zur Krisenbewältigung, eine eigentliche politische Lehre.

Dass er nach Gründung der Partei der Arbeit (PdA) als Wirtschaftsfachmann galt, ist auf diese Plan-Stelle von 1934/1935 zurück zu führen. Noch 1975 erinnerte er sich mit Genugtuung an den «konsequenten «Plan der Arbeit»», der den allgemeinen Wohlstand durch die Verstaatlichung grosser Teile der Industrie und die Nationalisierung des Kreditwesens hatte fördern wollen.

Nach dem Scheitern ihrer Kriseninitiative verlor die SPS das Interesse an radikalen Lösungen. Und auch die Gewerkschaften begannen einen deutlichen Rechts-Schwenk. 1937 beendete die Metall- und Uhrenarbeiter-Gewerkschaft SMUV mit der Unterzeichnung des sogenannten «Friedensabkommens» mit dem Arbeitgeberverband den Klassenkampf und machte den Weg frei für die Beteiligung der Linken an der Regierung.

Harry Gmür tat alles, um diese Entwicklung aufzuhalten. Zuerst bewarb er sich – vergeblich – als Sekretär der Gewerkschaft der Bau- und Holzarbeiter; dann zog er mit der Familie für ein halbes Jahr nach Ascona, wo er sich mit einem Buchprojekt beschäftigte und Pläne für eine linke Kulturzeitschrift wälzte, die Positionen links von der seit 1933 erscheinenden und den Gewerkschaften nahe stehenden «Nation» vertreten sollte.

Zur Unterstützung wandte er sich dabei wiederum an Hans Oprecht, den geschäftsleitenden Sekretär des VPOD. Auch von anderen Gewerkschaften und von der SPS erhoffte er sich – weitgehend vergebens – finanzielle Hilfe. Zwar konnte das Blatt dank VPOD-Geld und einem beträchtlichen finanziellen Engagement Gmürs starten, doch es fehlte eine nachhaltige Finanzierung.

Publizistisch leistete die neue Wochenzeitung, die nach langen Diskussionen faute de mieux unter dem Titel «ABC» erschien, Beachtliches – vor allem, nachdem der erfahrene Journalist Josef («Sepp») Halperin in die Redaktion eingetreten war. Er zügelte Gmürs journalistisches Temperament, wo es nötig war, und unterstützte ihn, so gut es ging. Halperin bewunderte Gmürs Engagement und seinen «jugendlichen Idealismus. So was ist ebenso närrisch wie schön».

Halperin nutzte seine weit verzweigten Verbindungen in Deutschland und in der Schweiz, um aus «ABC» «die beste Wochenzeitung der Schweiz» zu machen». Unter anderem dem Schriftsteller Friedrich Glauser und seinem Fremdenlegions-Roman «Goumarra» sollten dabei Schlüsselrollen zukommen.

So wie Gmür das innenpolitische Gesicht des Blattes prägte, so bestimmte Halperin dessen aussenpolitische Haltung. Als glühender Verteidiger der Spanischen Republik, profilierte er sich auch als konsequenter Fürsprecher der Sowjetunion, welche die Republik als einziges Land mit Waffen versorgte. Verbissener als Gmür rechtfertigte er die Unterdrückung der Opposition und die Moskauer Prozesse als Versuch, «von der Diktatur zur Demokratie überzugehen».

Im Unterschied zu seinem jüngeren Kollegen verstand sich Halperin allerdings nicht als Gesinnungs-Soldat, sondern als Journalist. Kurz vor dem Ende von «ABC» im März 1938, als Bucharin mit dem «Block der Rechten und der Trotzlisten» vor Gericht stand, begann er seine Position zu revidieren. Schon früher hatte er gegenüber Glauser seine Unabhängigkeit betont: «Aber es ist keine Partei da. ... Nein, den Parteien habe ich keine Rechenschaft zu



Antikapitalistisch, planwirtschaftlich: «ABC» von 1937 geben und gebe ich keine. ... Abgesehen davon bin ich in keiner Partei, ... und «ABC» ist keiner Partei hörig.»

Dass «ABC» schon nach wenig mehr als einem Jahr scheiterte, war in erster Linie der dauernden Finanznot zuzuschreiben. In zweiter Linie allerdings auch dem radikalen Kurs der Redaktion. Er verscheuchte nicht nur die sozialdemokratische und die linksliberale Leserschaft, sondern auch einen Teil der prominenten Mitarbeitenden, die nicht für ein kryptokommunistisches Kampfblatt schreiben wollten. So ging Rudolf Jakob Humm nach Glausers Attacke auf André Gides Abrechnung mit dem Stalinismus auf Distanz, und Annemarie Schwarzenbach kündigte, nachdem sie von Arnold Kübler, dem Leiter der «Zürcher Illustrierten» gewarnt worden war, ihre Mitarbeit auf.

Im Nachhinein ist nur schwer verständlich, dass Gmür und seine politischen Sekundanten aus dem linken Spektrum der Gewerkschaftsbewegung unfähig waren einzusehen, dass sie mit ihrem Widerstand gegen

das Friedensabkommen auf verlorenem Posten kämpften. Selbst als kein Geld mehr in der Kasse war und sich die früheren Unterstützer zurück gezogen hatten, setzte Harry Gmür seinen Kampf fort. Als die letzte Nummer am 15. März 1938 erschien, sprach er nur von einem Unterbruch. Von einer rettenden Plakataktion versprach er sich «sensationelle Wirkung»: Im Weltformat übersprang da «ein anstürmender SA-Mann» einen Schlagbaum zur Schweiz, um mit seinen Schriften Propaganda zu machen. Doch dem überdeutlich mit drei grossen Hakenkreuzen und einer Armbinde gebrandmarkten Nazi wird mit einem dicken schwarzen Kreuz ein Strich durch seine Rechnung gemacht: «...der Schweizer», heisst es auf dem Plakat, «liest die freie demokratische Wochenzeitung ABC 25 Rp.».

Ob die Affiche das linke Wochenblatt tatsächlich gerettet hätte, steht dahin. Denn die Bundesanwaltschaft liess die ganze Auflage – 1145 Stück – beschlagnahmen. Der Aushang, hiess es in der Verfügung, drohe «die völkerrechtlichen Beziehungen der Schweiz zu gefährden». Erst dieser Übergriff der Polizei, erinnerte sich Gmür 1975, habe ihn veranlasst, «ABC» aufzugeben.

Das Ende seiner Wochenzeitung liess Harry Gmür auch seine Zurückhaltung gegenüber der KP aufgeben. Ab 1938 vertrat er in der SPS offen kommunistische Positionen. Als er 1942 aus der Partei ausgeschlossen wurde, hatte er schon mindestens zwei Jahre den Kommunisten heimlich Parteibeiträge bezahlt.

Publizistisch blieb er weiter aktiv. Er schrieb Kommentare für «Heute und Morgen, Monatshefte für Kultur, Wirtschaft und Politik», die wie ein monatlich erscheinendes «ABC» daher kam. Sepp Halperin, C.F. Vaucher und andere frühere Mitarbeiter des linken Wochenblatts machten ebenfalls mit. Nach dem Ausschluss aus der SPS, besorgte Gmür vom Februar 1943 bis Ende 1944 die Redaktion der

illegalen KP-Publikationen «Die neue Welt» und «Die neue Schweiz».

Zum Journalismus kam in der Zeit das organisatorisch-politische Engagement hinzu. Im Frühling 1944 gehörte Harry Gmür zu den Gründern der «Partei der Arbeit» (PdA) des Kantons Zürich, die er fünf Jahre lang präsidierte; ebenfalls bis 1949 gehörte er der Parteileitung der schweizerischen PdA an.

Ab Ende Januar 1945 konnte die Partei, in der sich neben Kommunisten auch einzelne Sozialdemokraten und unabhängige Linke engagierten, mit dem «Vorwärts» eine eigene Zeitung lancieren. Parteisekretär Karl Hofmaier organisierte die finanziellen Mittel, indem er den befreundeten Industriellen Hans Schauwecker als Millionen-Spender gewann. Der hatte im Krieg mit dem Export von Pektin nach Deutschland ein Vermögen gemacht.

Chefredaktor des Blattes wurde auf Vorschlag Hofmaiers Harry Gmür. Die Zeitung, die ab Ende März 1945 zunächst wöchentlich erschien, machte er zusammen mit rund einem Dutzend Kolleginnen und Kollegen, darunter der Linkskatholik Xaver Schnieper, der sich im Zweiten Weltkrieg als Helfer des «Meisterspions» Rudolf Rössler Verdienste im Widerstand gegen Hitler-Deutschland erworben hatte¹, Peter Surava, der frühere Chefredaktor der «Nation», sowie Paul Fell, der bis 1944 das Bieler SP-Blatt «Seeländer Volksstimme» geleitet hatte.

Der «Vorwärts» hatte zunächst viele Ähnlichkeiten mit Gmürs «ABC». Der Kultur wurde sehr viel Raum gegeben; zahlreiche Intellektuelle – darunter Leonhard Ragaz, Ludwig Hohl und Carl Albert Loosli – arbeiteten gelegentlich mit; Varlin, Hans Erni, Hanny Fries und weitere progressive Kunstschaffende steuerten Illustrationen bei. Von grosser Bedeutung für das Renommee des Blattes waren die Fotos von Paul Senn, der früher mit seinen Bildern Suravas Sozialreportagen zu

¹ Xaver Schnieper wurde am 9. März 1953 zusammen mit dem Meisterspion Rudolf Rössler («Lucy») in Untersuchungshaft gesteckt und des Landesverrats angeklagt. Er wurde zu neun Monaten Gefängnis verurteilt, Rössler erhielt ein Jahr; die Untersuchungshaft von 242 Tagen wurde angerechnet. (Peter Kamber: Spionage, die keine war: Der kalte Krieg und die Strafsache Rössler/Schnieper. Basler Magazin – Beilage der Basler Zeitung, 2.7.1994)

einem Markenzeichen der «Nation» gemacht hatte.

Gelang der Übergang vom Wochenblatt, das in Genf gedruckt wurde, zur Tageszeitung, die in Basel erschien, äusserlich ohne Probleme, so traten in der heterogen zusammengesetzten Redaktion schon bald ernste Widersprüche zutage. Vor allem Harry Gmür und Peter Surava gerieten sich in die Haare. Während Gmür seine Kommentar-Publizistik als propagandistischen Parteauftrag verstand, verteidigte der parteilose und leidenschaftliche Journalist und Blattmacher Surava die Grundlagen eines seriösen, faktenbezogenen Journalismus. Xaver Schnieper unterstützte ihn dabei.

Auszüge aus einem undatierten «Gesprächsprotokoll» einer Redaktionssitzung, die Peter Hirsch (so Suravas bürgerlicher Name) in seinen Memoiren veröffentlichte², belegen die unvereinbaren Haltungen. In dem Beispiel ging es um einen Bericht Xaver Schniepers über Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Rotarmisten.

Gmür wandte ein, das sei «alles nichts gegen das, was die Nazis in der Sowjetunion gemacht haben». Surava: «Das ist natürlich klar, ... Wir müssen sagen, dass die Greuel der Nazis tausendmal schlimmer waren und die Reaktion begreiflich machen. Erklären, aber nicht billigen.» Gmür blieb unbeeindruckt: «Das ist nicht unsere Aufgabe. Wir müssen es sogar abstreiten und als Greuelpropaganda hinstellen. Wir dürfen jetzt nichts tun, was der Sowjetunion schaden könnte.»

Surava und Schnieper beharrten darauf, dass die «Entgleisungen» der «heldenhaften Roten Armee» nicht verschwiegen werden dürften. Es lägen Leserbriefe von PdA-Mitgliedern vor, «die ... erwarten, dass wir eine saubere Haltung einnehmen». Für Gmür waren solche Argumente «sentimentales Geschwätz»: «Es bleibt dabei, wir schweigen oder dementieren.»

Schnieper und Surava verliessen darauf unter lautem Protest die Sitzung.

Auch wenn anzunehmen ist, dass Peter Surava (oder Xaver Schnieper) die Aktennotiz im Zorn selbst verfasst hatte, so illustriert das Schriftstück doch exemplarisch, wie sehr die «Vorwärts»-Redaktion hinsichtlich ihres journalistischen Selbstverständnisses gespalten war.

Streit gab es auch wegen der finanziellen und administrativen Unzulänglichkeiten. Als Karl Hofmaier im Februar 1946 die Parteileitung davon überzeugte, dass Harry Gmür seiner Aufgabe nicht gewachsen sei, kam es zum Eclat. Peter Surava wurde als «Direktor» eingesetzt und Gmür zum Lokalredaktor in Zürich zurückgestuft. Die Leitartikel schrieb er aber unbeirrt weiter.

Die Krise war mit dem Wechsel an der Spitze aber nur scheinbar beigelegt – zumal Peter Surava im Mai 1946 aufgrund einer Klage der «Nation» für drei Wochen in U-Haft kam. Ende August weigerte sich der Drucker wegen offener Rechnungen den «Vorwärts» weiter zu produzieren. Offene Rechnungen gab es auch unter den Genossen. Im September zwang die Parteileitung – unter kräftiger Assistenz Harry Gmürs – Karl Hofmaier zum Rücktritt; ein Jahr später wurde der Altkommunist dann wegen Veruntreuung sogar aus der Partei ausgeschlossen. Kurz nach Hofmaiers Abgang als Zentralsekretär erhielt auch die ganze «Vorwärts»-Redaktion die Kündigung. Gmür kehrte auf seinen Posten als Chefredaktor zurück – aber nur für ein Vierteljahr. Dann übernahm eine neue Mannschaft unter der Leitung von Emil Arnold und Karl Odermatt das Steuer.

Die neue Situation schien Harry Gmür nicht in Verlegenheit zu bringen. Sein neues Projekt hiess «Universum Verlag». Zwischen 1947 und 1954 erschienen dort 30 Bücher – 20 davon in den ersten zwei Jahren. Die Rechte erwarb er von zwei Verlagen der KPÖ in Wien und vom Ostberliner «Verlag Volk und Welt». Das Programm prägten Autoren aus der Sowjetunion sowie aus Osteuropa; dazu kamen Werke einzelner sozialistisch engagierter Schriftsteller aus Westeuropa und den USA. Als Bestseller erwies sich Egon Erwin Kischs «Abenteuer in

² Peter Hirsch: Er nannte sich Peter Surava. Stäfa 1991 (Rothenhäusler Verlag), S. 108f.

fünf Kontinenten», und Howard Fasts «Strasse zur Freiheit» sowie Andersen Nexös «Pelle der Eroberer».

Trotz grosser Anstrengungen und Unterstützung prominenter Genossen – Konrad Farners machte an Schulungskursen Werbung für den «Universum Verlag» und der Journalist Marcel Brun (besser bekannt unter seinem nom de lettre Jean Villain) wirkte zeitweise als Vertreter in der Bundesrepublik. «Charmant, nicht unbegütert, hochgebildet, witzig, schlank und stets gekleidet wie ein Lord der alten Schule», berichtet Jean Villain in seinen Erinnerungen, «empfing mich Harry in seinem Stammlokal, der Roxy Bar, und schlug mir bei einer Flasche Dézaley in wohlgesetzter Rede vor, auf meiner Fahrt durch Westdeutschland, «en passant» sozusagen, seine Bücher an den Mann zu bringen.»

Weder für den Nebenbei-Vertreter Villain noch für den Verlag erwies sich das Arrangement als «blendendes Geschäft», wie es sich Gmür ausgemalt hatte. «Harrys Verlag», resümierte Villain, «kam nie aus den roten Zahlen heraus.» Über die Qualität der Verlagsarbeit war damit nichts gesagt. Noch 1954, als das Verlagsprojekt praktisch schon gescheitert war, unterschrieb Gmür mit dem «Rowohlt Taschenbuch Verlag» einen Lizenzvertrag für Arthur Millers Roman «Focus» («Der Brennpunkt») in der Übersetzung von Doris Brehm, der Lektorin des KPÖ-nahen «Schönbrenn Verlags». Kurz darauf war Schluss, und Rowohlt übernahm die gesamten deutschsprachigen Rechte.

Wohl schon zu Beginn der fünfziger Jahre war Gmür klar geworden, dass der Lebensunterhalt der Familie aus dem Verlag allein nicht zu bestreiten war. Deshalb schuf er sich mit der «Kulturfilm-Vereinigung» 1951 ein zweites Standbein. Die Polizisten, die fleissig sein Telefon abhörten, mutmassten, dass ihm nach dem Tod der Mutter ein «ansehnliches Vermögen» erlaubte, professionell ins Filmgeschäft zu investieren. In der Tat kaufte er im Mai 1952 die Verleihfirma «Exotikfilm, Eduard Weckerle», die er alsbald in «Neue Exotikfilm, Dr. B. H. Gmür» umbenannte.

Da der Staatsschutz den Branchenverband vor dem «militanten Kommunisten» warnte, hatte das neue Projekt nie eine echte Chance. Der Schweizerische Lichtspieltheater-Verband lehnte Gmürs Aufnahmegegesuch postwendend ab. Damit war das neue geschäftliche Abenteuer, noch bevor es überhaupt begonnen hatte, schon beendet. Gmürs Biografen gehen aufgrund der spärlichen Informationen über diese Lebensphase davon aus, dass Harry Gmür, seine Kinopläne etwa zur gleichen Zeit beerdigte, als er den Verlag aufgab: im Frühjahr 1955.

Zu der Zeit war Harry Gmür, wie man das in bürgerlichen Kreisen nannte, «eine gescheiterte Existenz». 1951 beendete er, nach der publizistischen, auch seine politische Karriere und trat zu den Zürcher Kantonsratswahlen nicht mehr an. Der stalinistische Terror und der Antisemitismus, der sich nach der Machtübernahme der Kommunisten in der Tschechoslowakei 1948 im ganzen mittel- und osteuropäischen Beritt der KPdSU ausbreitete, widersprach allem, was sich Harry Gmür vom Sozialismus erhofft hatte. Während die PdA unter diesem Einfluss zur reinen Kaderpartei erstarrte, die eigene Säuberungen veranstaltete und angebliche Abweichler mit Ausschluss und sozialer Ächtung bedrohte, zog sich Gmür nach und nach aus der politischen Öffentlichkeit zurück.

Die Partei sanktionierte seine Passivität, indem sie ihn aus ihren Führungsgremien entfernte. Bundespolizisten, die Entwicklung stets unter Kontrolle, mutmassten, auch Gmür könnte bald als Abweichler geächtet werden. Nach dem Ungarnaufstand 1956 glaubten sie sogar, er sei – wie viele andere – aus der Partei ausgetreten und stellten ihre Beobachtung zeitweise ein.

Sie übersahen, dass die antikommunistische Hysterie, die in den Angriffen auf die Familie Konrad Farners in Thalwil gipfelte³, die kommunistische Gemeinde näher zusammenrücken liess. Mario Gmür, damals elf Jahre alt, äusserte gegenüber den Biografen die Vermutung, sein Vater habe sehr wohl gewusst, dass sein Traum von einer sozialistisch-ge-

³ Siehe dazu Walter Matthias Diggelmann: Die Hinterlassenschaft. München 1965 (Piper)

rechten Welt geplatzt war. Dies einzugestehen sei aber nicht in Frage gekommen. «Seinen Kommunismus abzumildern, ... oder gar sich von ihm abzuwenden, wäre» für ihn einem feigen, anpasserischen Opportunismus gleichgekommen.» Die Familie habe ihn in dieser Haltung bestärkt.

Seit dem Anfang der fünfziger Jahre trug Harry Gmür mit eigener Arbeit nur noch sporadisch zum Unterhalt seiner Familie bei. Um 1950 begann er, sein Versagen mit Alkohol erträglich zu machen. Die Abende und halbe Nächte verbrachte er in Gesellschaft von Aussenseitern in den Kneipen des Zürcher Niederdorfs. Doch auch hier gehörte der distinktierte Akademiker nicht wirklich dazu. Er gewann Kumpane, aber keine Freunde. Nur die Familie gewährte ihm wirklichen Schutz und Sicherheit.

Seine Frau übernahm in dieser Zeit die ganze Verantwortung. Energisch sorgte sie dafür, dass die Kinder in Geborgenheit aufwuchsen. Und sie sorgte für ein regelmässiges Einkommen, indem sie mit einem Vermögensrest in Oerlikon ein Mehrfamilienhaus erwarb. «Sie hat alles bestimmt und regiert», erinnert sich Marios Zwillingsschwester Ruth, «sie musste ja, sonst wäre alles auseinander gefallen.»

In seinen nüchternen Stunden knüpfte Harry Gmür an seine schriftstellerischen Anfänge an. Er arbeitete an einem Roman und veröffentlichte – unter Pseudonym – zwei Erzählungen im «Vorwärts». Dabei blieb es. Erst 1969 erschien – in Bern und unter seinem richtigen Namen – die Erzählung «Die weisse Hündin». Da war er in der DDR als «Stefan Miller» ein erfolgreicher, viel gelesener Reporter und Reiseschriftsteller.

Mit der von Gena eingefädelten und von Marcel Brun vermittelten Mitarbeit am renommiertesten Magazin der DDR, der «Weltbühne», begann 1958 Harry Gmürs ebenso späte wie glückliche zweite Karriere. Liest man die Reportagen aus Afrika, ist unübersehbar, dass hier einer seine wahre Bestimmung gefunden hatte. Mit Sympathie beschreibt er den Aufbruch der einstigen Kolonien in die Unabhängigkeit. Seine Auftragge-



Schutz und Sicherheit: Familie Gmür im Tessin

ber in der DDR waren ebenso beeindruckt wie die unvermeidlichen «Gutachter», die kaum je zensurierend eingriffen. Im Gegenteil: Sie lobten die Klarheit seiner Analysen und die Präzision seiner Einschätzungen. Es gefiel ihnen, dass Gmür nicht missionarisch auftrat: «Der Autor versteht es, seine politische und gesellschaftliche Einstellung durch die Unmittelbarkeit des Erlebnisses zu äussern; das macht sie unaufdringlich glaubhaft.»

Die im zweiten Teil der Biografie abgedruckten Texte – 15 Kommentare aus den Jahren 1937 bis 1939 und 20 Reportagen aus der Zeit von 1959 bis 1976 – belegen, wie weit sich Harry Gmür in seiner neuen Karriere vom propagandistischen Ton seiner journalistischen Anfangsjahre fortentwickelt hatte. Als Reporter in Afrika blieb er distanzierter Beobachter. Er beschrieb die fremde Welt mit Wohlwollen aber ohne Überschwang. 1964 fielen ihm zum Beispiel die «zweifelloso kostspieligen Bauten» der Regierung im Zentrum der nigerianischen Metropole Lagos auf, über «deren Allgemeinnutzen...man sich streiten» könne.

Auch menschlich Widersprüchliches enthielt er seinen Lesern nicht vor. Das liebevoll-verschmitzte Porträt eines «nicht ganz tugendhaften Gewerkschafters» ging den Lektoren der Reportagensammlung «Nigeria zwischen Wüste und Lagune» im Berliner «Verlag der Nation» zu weit. Sie übernahmen nur den harmloseren ersten Teil des Artikels. Den Schluss, der eine betrügerische Schlaumeierei zu Lasten des Reporters schilderte, blieb den Lesern der «Weltbühne» vorbehalten.

Auf den ersten Blick scheint es, die «Stefan Miller»-Reportagen aus Afrika seien bloss noch von historischem Wert – als Zeugnisse eines grossen Talents und einer längst untergegangenen Zeit. Doch der Eindruck täuscht. Wer sich für die Länder interessiert, die Gmür bereiste und beschrieb, wird feststellen, wie klar sich in seinen Reportagen die weitere Entwicklung ankündigte: Auf die Euphorie des «Nation building» folgte die Enttäuschung über ausbleibende Fortschritte und die Erstarrung in einer autoritären Herrschaft.

1964 beschrieb «Miller» in der «Weltbühne» unter dem Titel «Auf dem Pulverfass» eine stürmische Sitzung des nigerianischen Parlaments und analysierte in weiteren Beiträgen «ein Land vor dem Bürgerkrieg». Und zwei Jahre davor hatte er im Buch «Vom Nil zum Sambesi» in einem Porträt des kenianischen Luo-Politikers Oginga Odinga – des Vaters des früheren Ministerpräsidenten und mehrfach erfolglosen Präsidentschaftskandidaten Raila Odinga – auf ethnische Spannungen hingewiesen. Noch war der Konflikt zwischen Luo-Führer Odinga, der sich einen «Sozialisten» nannte, und dem Kikuyu Jomo Kenyatta, der dem Westen zugeneigt war, nicht offen ausgebrochen, doch die Rivalität zwischen den Ethnien im dicht bevölkerten Westkenya ist in der Reportage schon greifbar.

So gut die Arbeiten Harry Gmürs dokumentiert sind, so wenig ist über die genauen Umstände seiner publizistischen und politischen Arbeit bekannt. Das Archiv der DDR-«Weltbühne» wurde weitgehend zerstört; wichtige Zeitzeugen starben, bevor sie befragt werden konnten. So kamen andere Quellen zum Zug: Spitzelberichte und Abhörprotokolle: Es ist ein Treppenwitz der Mediengeschichte, dass die Biografie eines bedeutenden Schweizer Journalisten des 20. Jahrhunderts nur dank eifriger Staatsschützer Konturen zeigen kann.

Gleichwohl bleibt Vieles im Vagen. Besonders die Frage, wie ein so kluger Mann nie einsehen mochte, dass sich seine sozialistischen Träume offensichtlich nicht verwirklichen liessen. Die Biografen Bürgi und König interpretieren die radikale Abwendung vom Milieu seiner Herkunft und sein lebenslanges Festhalten am Sozialismus sowjetischer Prä-

gung als Versuch einer «grossen Befreiung»: «Gmür gab der Verheissung, der er sein Leben widmete, eine im Grunde romantische Färbung», schreiben sie in ihrer Bilanz. Zu Recht streichen sie die entscheidende Rolle von Gena Gmür heraus. Ohne seine Frau, die 1978 starb, hätte Harry Gmür seinen geraden Weg nicht gehen und ohne seine bedeutenden finanziellen Mittel seine kompromisslose Haltung nicht bewahren können.

Aber was man als Unbeirrbarkeit bewundern kann, ist auch als sture Uneinsichtigkeit zu kritisieren. Die Angst, die eigenen Positionen zu revidieren und damit in den eigenen Augen zum Renegaten zu werden, stand am Anfang der Flucht in den Alkohol und in den Kreis der Aussenseiter. Erst seine zweite Karriere als Reporter befreite ihn aus dem Korsett des Dogmatismus. In Afrika stand der miefige, real existierende Sozialismus Europas nicht im Weg; dort war die revolutionäre Utopie lebendig, die ihn in seiner Jugend geprägt hatte.

Den Zusammenbruch des Sowjetsystems und damit seines Glaubens erlebte Harry Gmür nicht mehr. Er starb am 8. September 1979 an den Komplikationen einer Routineoperation in Zürich.

© Text Jürg Bürgi 2009 und 2018 (kleine Korrekturen). Weitere Verwendung nur mit dem ausdrücklichen Einverständnis des Autors.
© Illustrationen aus dem besprochenen Buch. Chronos Verlag, Zürich 2009.
<http://www.juerg-buergi.ch>